

MART KIVASTIK

Barbarus

Aufstieg und Fall einer Marionette

Aus dem Estnischen von Cornelius Hasselblatt



Der Verlag dankt dem Eesti Kultuurkapital für die
Unterstützung durch das Treducta-Programm.

Rote Katze Verlag

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 Rote Katze Verlag

Herausgeber: Rote Katze Verlag, Lübeck

www.rotekatzeverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, März 2024

Satz: La Deutsche Vita®

Umschlagabbildung: Marco Bianchetti, unsplash.com, bearbeitet

Porträtfoto: Aare Puus

Übersetzung: Cornelius Hasselblatt

Herstellung: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Der Verlag dankt dem Eesti Kultuurkapital für die
Unterstützung durch das Tructa-Programm

ISBN 978-3-910563-15-5

Frühstück am 29. November 1946

Jungchen und Pieps frühstücken. Sie schauen einander nicht an. Jungchen trägt Anzug und Schlips. Pieps hat zerwühlte Haare. Als würde sie es nicht merken, aber sie kümmert sich einfach nicht darum. Das Dienstmädchen Hilda steht ein paar Schritte entfernt und hat die Kaffeekanne in der Hand, sie ist bereit nachzuschicken, aber niemand wünscht etwas. Pieps isst beinahe überhaupt nichts, Jungchen schaut nervös aus dem Fenster. Dort gibt es nichts zu sehen, wie immer im November. Einen solch schwarzen Herbst hat es noch nie gegeben. Das ist ein schlechter Tag, mit schlechtem Wetter. Pieps nimmt die Zeitung und blättert sie durch.

Vielleicht bist du zu früh aus dem Krankenhaus entlassen worden?, fragt sie Jungchen.

Ich wollte nach Hause!

Wozu bloß ...

Jungchen legt seine Hand auf die von Pieps, wie früher, wie er es tausend Mal getan hat. Sie zieht ihre Hand zurück.

Pieps, bitte!

Noch Kaffee, gnädige Frau?, fragt Hilda unglücklich. Hilda würde am liebsten aus diesem Zimmer, diesem Raum, diesem Leben verschwinden, aber sie kann es nicht, denn dies ist ihr Platz, ihr ist nichts anderes geblieben. Sie hat nie was anderes gehabt.

Pieps blättert in der Zeitung und antwortet Jungchen nicht. Eigentlich blödsinnig, hier gibt es doch überhaupt nichts zu lesen! Sie schmeißt die Zeitung beiseite. Jungchen nimmt das Blatt missmutig, schaut hinein und ist augenscheinlich der gleichen Meinung wie Pieps, sagt es aber nicht. Hilda steht nach wie vor neben ihnen und hält die Kaffeekanne bereit, aber niemand schenkt ihr Beachtung. Daran ist Hilda gewöhnt.

Pieps!, krächzt Jungchen. Pieps!

Pieps schenkt ihm kein Gehör.

Ich habe alles getan, was ich konnte.

Pieps bemerkt die neben ihr stehende Hilda, da ändert sich ihre Stimme für einen Augenblick, für einen Moment verändert sie sich, wird höflich, freundlich, warm. So wie früher. Aber daran erinnert sich niemand mehr. Und das ist auch nicht nötig.

Verzeihung, Hilda, ich habe Sie ganz vergessen, ich möchte keinen Kaffee mehr, danke!

Pieps!

Pieps antwortet nicht.

Ein Butterbrot, gnädige Frau? Hilda versucht einzugreifen.

Ich habe alles getan, was ich konnte!, wiederholt Jungchen mit einer Stimme, als hätte er Schmerzen. Wahrscheinlich hat er das auch, bloß interessiert das niemanden. Schmerz zählt nicht mehr.

Ich möchte auch kein Butterbrot, ich möchte überhaupt nichts!

Hilda steht immer noch da mit ihrer Kaffeekanne.

Pieps ...?

Pieps hört ihn nicht. Das ist nicht seine Pieps! Seine Pieps war eine andere, sie liebte Jungchen und Jungchen liebte sie. Wie in einem Märchen. Damals befanden sie sich auch in einem Märchen, jetzt sind sie in der Wirklichkeit.

Ich habe alles getan, was ich konnte, sagt Jungchen noch einmal, alles, was ich tun konnte.

Du hast es versprochen, sagt Pieps. Du hast es versprochen. Verzeihung, Hilda, ich habe es ganz vergessen, ich möchte keinen Kaffee mehr.

Aber ein Butterbrot?, versucht Hilda noch einmal.

Ich will auch kein Butterbrot, nein, ich will nicht!

Das ist jetzt nicht mehr meine Schuld, dass du kein Butterbrot willst, ruft Jungchen aus. Für einen Moment klingt in seiner Stimme ein schriller Ton an, der nicht zu Barbarus passt, aber Jungchen passiert das manchmal.

Ich spreche nicht von einem Butterbrot, ich spreche von Heiti, sagt Pieps giftig. Jungchen spürt, wie es in ihn einsickert. Das Gift von Pieps. Natürlich von Heiti! Alle sprechen von Heiti, aber er konnte nichts machen. Karotamm hat den Haftbefehl unterzeichnet, ich konnte nichts mehr tun!

So ist das also! Du kannst nichts tun? Karotamm kann! Sprich es aus!

Pieps, bitte!

Hilda verlässt das Zimmer. Ich gehe in die Küche, rufen Sie bitte, wenn Sie mich brauchen!

Jungchen hält sie nicht zurück. Kommen Sie später zurück, Hilda.

Pieps schaltet das Radio aus. Die kommunistische Ansprache bricht ab.

Sogar morgens schon, ich kann nicht mehr!, ruft Pieps aus, kapiertest du das, ich kann nicht mehr.

Ich werde dich nicht mehr schlagen, sagt Jungchen.

Es geht nicht ums Schlagen, wir kommen hier nie mehr raus, darum geht es.

Jungchen würde am liebsten aufschreien! Wie vor zwanzig Jahren, so wie er immer geschrien hat. Pieps, du kannst auf mich bauen, ich bin schließlich Arzt. Wenn irgendwas möglich ist, finde ich einen Ausweg. Aber er flüstert nur, bitte, Pieps, du musst nicht das ganze Haus zusammenschreien.

Vor dem Fenster taucht das schwarze Auto des Geheimdienstes auf und hält vor dem Tor. Ein Mann in Uniform steigt aus, wie jeden Morgen im Laufe des letzten Jahres.

Tähemaa ist zur Arbeit gekommen, sagt Jungchen.

Was macht das schon, ob er zur Arbeit kommt oder nicht? Was macht das für einen Unterschied?, fragt Pieps.

Pieps hat insofern recht, als es wirklich nichts ausmacht. Sie sitzen in der Falle, egal, wann Tähemaa zur Arbeit erscheint.

Bald sind Karotamm und Veimer hier, ich muss mit ihnen reden, Jungchen versucht sachlich zu sein. Wie ein Parteimitglied, wie ein Schriftsteller, wie ein Mann.

Karotamm! Wie kannst du überhaupt mit dem reden?, fragt Pieps.

Pst, du weißt doch, dass ...

Von mir aus können sie es hören, mir ist das mittlerweile total egal, sagt Pieps.

Geh einkaufen oder irgendwohin, es gibt nur Ärger, wenn du hier bist.

Pieps erhebt sich und geht tatsächlich fort, in Nachthemd und Pantoffeln, im November. Als wäre sie nicht mehr bei Verstande. Jungchen schaut Pieps an, er kann nichts mehr sagen, er hat nichts mehr zu sagen.

Wohin willst du in diesem Aufzug?

Pieps hält an, schaut zurück. Einkaufen oder irgendwohin, wie befohlen.

Jungchen versucht Pieps zu umarmen. Pieps schaut zur Seite. Wie in einem Roman, in dem schon alles vorbei ist.

Ich geh dann also, sei so gut, lass es. Pieps versucht Jungchens Arm abzuwehren. Sie sind nicht mehr zu retten, fühlt Pieps, aber das zählt nicht mehr. Gefühle zählen nicht mehr.

Es wird an der Tür geklopft.

Warten Sie bitten einen Moment, wir lieben einander so heftig, genauer gesagt, wir liebten einander so heftig, aber jetzt ist das alles vorbei, haltet die Zeit an!, würde Jungchen am liebsten rufen. Haltet die Zeit doch an ...

Tähemaa tritt ein. Genosse Barbarus, ich bin da, ich habe Podgornyi weggeschickt, meldet Tähemaa. Tähemaa, in Uniform, ist noch ein wenig schläfrig wie jeden Morgen, aber er kapiert trotzdem, dass es nicht der passende Moment ist. Er lässt die Hand vom Ohr heruntersinken, tritt von einem Bein auf das andere, Entschuldigung, Genosse Vares. Tähemaa zieht ab und schließt die Tür hinter sich.

Pieps will ebenfalls gehen, sie ist bereits halb angekleidet.
Du kommst doch wieder zurück?, fragt Jungchen hoffnungsvoll.

Ich kann ja nirgendwohin!

Pieps geht. Jungchen hält sich mit den Händen den Kopf, reibt sich die Augen, er will nicht recht glauben, was vor sich geht. Niemand würde das glauben. Hilda kommt und räumt den Tisch ab.

Kann ich Ihnen irgendwie helfen, Genosse Vares?

Jungchens Gedanken sind woanders. Ganz woanders, auch er selbst würde gerne dort sein. Nein, nein ... danke, Hilda. Und ... verzeih, Hilda!

Wofür, Herr ... Verzeihung, Genosse Vares?

Einfach so, für alles, sagt Jungchen.

Jungchen steht auf und geht fort.

Tähemaa steht vor der Tür und raucht. Hilda deckt den Tisch ab und räumt das Zimmer auf. Dann ist ein dumpfer Aufprall zu hören, als würde jemand fallen, aber nicht so richtig, auf jeden Fall ein komisches Geräusch. Hilda lauscht und weiß nicht, was sie tun soll. Sie weiß auch nicht genau, woher das Geräusch kam, aus dem Badezimmer? Hilda schaut nach, wartet einen Moment und klopft schüchtern an, nichts. Sie rüttelt an der Badezimmertür. Sie geht nicht auf. Hilda versucht es mit Gewalt, ruckelt an der Klinke, aber sie bekommt die Tür nicht auf. Sie bleibt verschlossen. Sie hat Angst, Angst hat sie schon lange, aber jetzt anders, jetzt so richtig.

Ants, kannst du mal kommen und mir helfen, ich bekomme die Tür nicht auf. Ants! Hilda ruft Tähemaa.

Tähemaa macht die Zigarette aus und kommt Hilda zu Hilfe. Er versucht die Tür zu öffnen, kriegt sie aber nicht auf. Aufbrechen wäre auch sonderbar.

Genosse Klaus!, ruft Tähemaa und ringt weiter mit der Tür. Tähemaa ist ratlos, ich krieg diese Tür hier nicht ...

Auf Tähemaas Rufen hin eilt Genosse Klaus herbei, er ist älter als Tähemaa, graumelierte Haare, er trägt eine NKWD-Uniform wie Tähemaa, Klaus ist der Schichtleiter. Er ist aus irgendeinem Grunde hektisch, jedenfalls nervös, als würde er Böses ahnen. Warum sollte er das? Das weiß niemand. Klaus kommt Tähemaa zu Hilfe. Sie drücken zu zweit mit vereinten Kräften, bekommen die Tür einen Spalt auf und bleiben versteinert stehen. Hilda schaut durch den Türspalt und schreit auf. Manche Aufschreie sind einfach Aufschreie, manche bedeuten Angst oder Erschrecken. Aber es gibt einen Ton, den man sofort erkennt, wenn man ihn hört, auch wenn du ihn noch nie im Leben gehört hast. Der bedeutet Tod.

Jungchens Tod

Das Zimmer ist voller Menschen. Doktor Adda Mardna im weißen Kittel ist zur Stelle, sie untersucht den Genossen Vares. Genosse Vares liegt im Badezimmer unglücklich auf dem Fußboden, tot. Ein Bein von Genosse Vares ist aufrecht gegen die Tür gestemmt, als wolle er sie zuhalten. Wer brächte es fertig so zu sterben? Die Genossen Karotamm und Andresen sind gerade eingetroffen. Beide schnaufen heftig. Raucher. Tähemaa entfernt die Pistole aus dem Badezimmer.

Ich kann hier nichts mehr tun, Genosse Vares ist mausetot, teilt Doktor Mardna mit. Vielleicht sogar gleichgültig, Ärzte sind es gewohnt, derartige Mitteilungen zu machen. Das ist ihre Arbeit.

Der Hausherr hat sich erschossen ... vermutlich, sagt Tähemaa, es gab einen Rums, Hilda hat das auch gehört.

So ein Bums halt, sagt Hilda verschüchtert. Sie möchte die Genossen nicht unterbrechen. Sie ist auch die Einzige, die Tränen in den Augen hat, ihr tut der Hausherr leid. Hilda und

der Hausherr, das ist eine lange Geschichte, die Geschichte eines ganzen Lebens. Karotamm hüstelt albern. Klaus zeigt Andresen die Pistole.

Eine Walther, sagt Klaus mit Kennerblick. Hilda knetet ihre Hände, sie ist wahnsinnig nervös. Sie werden doch wohl jetzt nicht mich, weil ich als Erste? Aber niemand hört dem Dienstmädchen zu.

Warum zeigst du mir die?!, blafft Andresen Klaus an. Er mag keine Waffen. Die Walther sieht aus, als würde sie immer noch Pulverdampf ausstoßen.

Genosse Andresen?, winselt Hilda.

Andresen reagiert nicht, er muss sich um alles andere kümmern, ums Zentralkomitee und Moskau. Mit Moskau ist das alles nicht so einfach. Denen muss man alles erklären, andernfalls erklären sie es einem. Was ist wirklich mit Genosse Vares geschehen, der tot auf dem Boden seines Badezimmers liegt?

Genosse Andresen? Hilda will nach wie vor herausbekommen, was aus ihr wird. Das interessiert jedoch nur sie allein. Ich bin doch bloß ein Dienstmädchen, will sie sagen. Aber diesmal zählt das nicht. Niemand weiß, was zählt. Alle haben Angst um sich selbst.

Warten Sie bitte einen Moment, ich muss nachdenken!, herrscht Andresen Hilda an. Statt nachzudenken telefoniert er. Er murmelt sehr leise etwas auf Russisch ins Telefon, Towarischtsch Vares sastrelilsja. Danach hörte er sich im Telefon die Befehle aus Moskau an, Anderes kommt von dort ja auch nicht. Ziemlich lange. Dann denkt er nach, reißt sich zusammen, legt auf und teilt den Parteistandpunkt mit. Wir sagen nichts, bevor nicht ein Standpunkt eingenommen worden ist. Aber es gibt noch keinen Standpunkt, der muss abgewartet werden. Auch an Ort und Stelle kann niemand einen Standpunkt einnehmen. Obwohl es besser wäre, wenn man das könnte. Man ist nicht daran gewöhnt, ohne ihn fertigzuwerden.

Doktor Mardna hat den Abschiedsbrief von Vares in der Hand. Was machen wir mit diesem Brief, fragt Mardna. Genosse Karotamm?

Karotamm hüstelt abermals, noch alberner. Er hat irgendwie Angst vor diesem Brief. Verschränkt die Arme hinter dem Rücken.

Hilda kann nicht still sein, mein Gott, mein Gott, auch noch ein Brief!

Genossin Hilda!, brüllt Genosse Andresen. Egal was, aber Frauen kann er einfach nicht verstehen. Es ist immer klüger still zu sein!

Verzeihung, Genosse Andresen, murmelt Hilda unterwürfig.

Andresen nimmt Doktor Mardna den Brief aus der Hand und liest. Vares' Handschrift hat sich im Laufe der Zeit verändert. In jungen Jahren war sie schwungvoll und selbstbewusst, jetzt ist sie das nicht mehr so recht, man kann die Buchstaben kaum entziffern.

Die Lawine der Krankheit, die über mich kam, hat meinen Organismus dermaßen verwüstet und ruiniert, dass er in meinem Alter schwerlich jemals wieder genesen und arbeitsfähig werden wird.

Nun, da es lebensstüchtiger Aufbau bedarf, wahrlicher Führerpersönlichkeiten der sowjetischen Arbeit, fühle ich mich plötzlich wegen der Herzkrankheit, des hohen Blutdrucks und des ausgelaugten Nervensystems auf allen Gebieten völlig arbeitsunfähig. Das ist ein deprimierendes und hartes Gefühl, das einen zu Konsequenzen zwingt, weil es keine anderen Perspektiven gibt.

Im Moment neigt die Krankheit zu einer Form und Wendung, der man selbst zuvorkommen muss. Ich fürchte das Schlimmste – verrückt zu werden, geistliche Invaldität ...

Andresen fasst die Geschichte zusammen. Mit einem Wort ... *verzeiht mir alle, die ihr meine Handlungsweise versteht! Verzeih, teure Pieps, du heldenhafte Trösterin.* Was soll ich sagen, sagt Andresen, *Pieps, teure Trösterin.* Andresen breitet die Arme aus.

Hilda bricht in Tränen aus. Andresen lässt nicht locker und liest weiter. *Ich weiß, dass ich mit diesem Schritt auch dein Leben zerstöre ... Ich kann nicht mehr!*

Im selben Augenblick kommt Pieps herein. Sie begreift überhaupt nichts. Sieht Andresen, den Brief, die offene Badezimmertür. Sie tritt ins Badezimmer, schlägt die Hände vors Gesicht, dreht sich um, geht zu Andresen, nimmt ihm den Brief aus der Hand und liest. Der Brief in Pieps' Hand fängt mehr und mehr an zu zittern, bis er ihr schließlich aus der Hand fällt. Alles geschieht lautlos, als hätte Pieps ihre Stimme verloren. Und das hat sie auch. Karotamm hustet dämlich. Ähem, die Nerven von Genosse Vares haben nicht mehr standgehalten ...

Pieps stürzt sich mit den Armen auf Karotamm, kreischt hysterisch, verschwinden Sie von hier, verschwinden Sie, hören Sie?! Weg hier! Was haben Sie hier verloren?

Pieps schlägt und kratzt Karotamm, schreit. Karotamm versucht sich zu verteidigen.

Andresen geht dazwischen. Hilda, helfen Sie bitte!, sagt Andresen.

Hilda packt Pieps und drückt sie fest an sich. Pieps fängt an zu weinen. Hilda umarmt Pieps und weint ebenfalls. Das Ende hat angefangen. Das begreifen sie, ihr Ende hat angefangen.

Pieps schluchzt. Scheren Sie sich fort! Weg hier ... bloß weg. Karotamm, ich will Sie nicht sehen, hören Sie?

Man hört quietschendes Motorengeräusch. Tähemaa geht zum Fenster. Versucht möglichst sachlich zu sein, wie es sich für einen Sicherheitsbeamten gehört, für einen Soldaten. Sergejew ist mit dem Auto da, sagt Tähemaa ganz sachlich, aber in Wirklichkeit sind sie alle durcheinander. Niemand hätte schließlich für möglich gehalten, dass so etwas geschehen könnte. Dass Genosse Vares eigenhändig!

Ich schau mal nach dem Auto, sagt Karotamm, ohne sich jedoch einen Zentimeter zu bewegen. Er weiß nicht, was mo-

mentan das Nützlichste für ihn ist. Andresen betrachtet durchs Fenster mürrisch das Auto. Wer hat den Lastwagen geschickt? Schickt gefälligst einen Kleinbus, wir verfrachten hier doch keinen Müll! Klaus, hörst du mir zu?!

Klaus schlägt die Hacken zusammen und salutiert. Sehr wohl, Genosse Andresen.

Karotamm breitet die Arme aus, dann habe ich nichts mehr zu sagen. Was für ihn ziemlich normal ist.

Andresen nimmt die Entscheidung auf sich. Hören Sie mal, Klaus und Tähemaa, wie zu sehen ist, ist hier alles vorbei, nicht wahr, Doktor Mardna?

Doktor Mardna bewegt nur die Lippen. Alles ist längst klar. Statt des Lastwagens kommt ein Kleinbus als standesgemäßes Fahrzeug für Genosse Vares. Andresen wartet das Eintreffen des Busses ab. Wenigstens etwas hat er für Genosse Vares tun können. Obwohl sie nicht gerade dicke Freunde waren. Nicht einmal gute Bekannte. Andresen jedenfalls hat eigentlich gar keine Bekannten. In wirren Zeiten ist es das Beste, wenn man alleine ist, dann kann man sicherer in die Badewanne steigen und braucht sich keine Sorgen darüber zu machen, ob man mit dem Leben davonkommt. Aber warum am Morgen? Vor der Arbeit? Im Falle von Vares bleibt Andresen vieles unerklärlich. War alles vielleicht ein Zufall? Möglicherweise ist es der Gesundheit förderlicher, wenn man ein moderner Dichter bleibt, Literatur würde auch Andresen passen. Leider hat er in letzter Zeit nicht genug Zeit dafür. Der Krieg. Die Partei. Krieg und Partei füllen sein Leben. Und seine Zeit. Seine Lebenszeit. Aber egal, bitte bringen Sie den Leichnam von Genosse Vares in den Kleinbus, sagt Andresen laut. Es ist schon bald Mittagszeit. Wir können hier nicht ewig.

Klaus und Tähemaa heben Barbarus vom Boden auf. Das ist nicht einfach. Barbarus ist schwer. Sie bekommen ihn trotzdem auf die Schultern und ziehen ab. Wenig später fährt der

Kleinbus weg. Die letzte Reise von Genosse Vares aus Kadriorg zur Leichenhalle beginnt. Zum Glück ist es kalt. Genosse Vares würde auf seiner letzten Reise keine Wärme ertragen, obwohl er Zeit seines Lebens die Wärme geschätzt hat. In Griechenland, Ungarn, Frankreich – wo immer es Sonne gab. Im Augenblick lässt ihn das völlig kalt.

Klaus und Tähemaa treffen mit ihrem Kleinbus bei der Leichenhalle ein. Irgendwie sonderbar, mit dem Leichnam von Genosse Vares durch die Stadt zu fahren. Das ist nicht ihre alltägliche Arbeit, obwohl mancher das meinen möchte. Der Chauffeur schweigt jedenfalls sicherheitshalber, er ist zwar nicht in die Sache eingeweiht, aber angesichts der Umstände, will er das lieber auch gar nicht. Wenn's zur Leichenhalle geht, dann eben zur Leichenhalle. Letztendlich entkommt dem niemand. Er parkt vor der Leichenhalle und hält die Tür des Kleinbusses geduldig auf, bis Klaus und Tähemaa ihre Ladung herausbekommen haben. Zum Glück ist Genosse Vares steif geworden, so kann man ihn viel leichter transportieren. Der Chauffeur macht, dass er fortkommt, und lässt Klaus und Tähemaa ihre Arbeit verrichten. Er legt den Gang ein und fährt ab, raucht schnell zwei Zigaretten hintereinander, aber nicht einmal die helfen. Diese Fahrt wird ihn sein ganzes Leben nicht mehr loslassen.

In der Leichenhalle sind eine Menge Leichname aufgereiht, weiß, farblos, wie aus Wachs. Die Beleuchtung ist genauso, dämmrig, alptraumhaft. Tähemaa und Klaus kommen mit Barbarus auf den Schultern schnaufend herein. Sie wuchten Genosse Vares unter seinesgleichen auf einen freien Platz auf dem Leichentisch. Hier zählen keine Ränge, Präsidiumsmitglieder liegen hier neben einfachen Menschen, für alle ist die Zeit gleichermaßen stehengeblieben. Klaus ist ein älterer Mann, er ist von der Schleppelei fix und fertig. Tähemaa ist jung und kräftig, ihm ist nichts anzumerken.

Was ist der Hausherr doch entsetzlich schwer!, sagt Klaus keuchend. Sein Herz hämmert.

Tähemaa findet die Sache sogar belustigend. So ist das mit Vorgesetzten, von meinem Lohn wird man nicht dick, sagt Tähemaa.

Nun gut, es ist nicht an uns hier ... Klaus würde die Machthaber gerne verfluchen, kann seine Worte aber gerade noch herunter schlucken. Das geht uns einfach nichts an, sagt Klaus. Sogar in der Leichenhalle, wo niemand etwas hören oder sehen sollte, ist es sicherer sich so auszudrücken. Man kann nie wissen. Waschen wir ihn, sagt Klaus. Wir müssen den Hausherrn herrichten.

Tähemaa hält sich die Hand vor den Mund. Ihm ist übel. Das kann ich nicht, sagt er.

Du kannst das, Genosse Tähemaa, du kannst das, bleibt dir was anderes übrig?

Tähemaa denkt darüber nach, betrachtet Barbarus. Er würde jetzt nicht gerne in der Haut von Genosse Vares stecken.

Dann mal die Ärmel aufgekrempt, sagt Klaus.

Klaus und Tähemaa machen sich an die Waschung des Leichnams, in der Dunkelheit zwischen all den Toten. Sowas nennt man dann wohl Totenstille, nur das Wasser plätschert auf dem Körper von Genosse Vares. Als der Leichnam gewaschen ist, betrachten ihn die Männer erschöpft. Klaus schaut sich die Wunde an.

Mit einem Schuss, sagt Klaus.

Tähemaa hat die schlimmste Übelkeit überwunden. Er kann schon wieder ein wenig nachdenken. Schließlich Arzt. Ein Arzt weiß, wohin er schießen muss.

Ist auch wenig Blut da, sagt Klaus.

Tatsächlich gab es dort im Badezimmer zwei Briefe, sagt Tähemaa.

Klaus will nichts mehr von irgendwelchen Briefen hören. Das ist nicht gut für die Gesundheit. Er möchte bald in Rente

gehen, lebendig. Hilf mir mal kurz, besser, wenn wir von diesen Briefen nichts wissen, sagt Klaus.

Das meinte ich auch, antwortet Tähemaa.

Klaus und Tähemaa drehen Barbarus um. Das ist schwer. Oder besser gesagt, jener ehemalige Genosse Vares ist schwer. Genosse Klaus muss fluchen, verrrdammt ...

Mich kann man mit einem Arm umdrehen, sagt Tähemaa, so leer ist mein Magen. Er hat seit dem Frühstück nichts zu sich genommen. Es ist, er schaut auf die Uhr, schon längst Mittagszeit!

Na gut, machen wir Pause, sagt Klaus. Es stellt sich heraus, dass auch Klaus nur ein Mensch ist, obwohl er eine ganze Ewigkeit beim Geheimdienst gearbeitet hat. Beim Geheimdienst zählt jedes Jahr für viele, so wird die Ewigkeit schnell erreicht.

Die Männer nehmen an Ort und Stelle zwischen den Leichnamen Platz, packen ihren Proviant aus und verzehren ihre Stullen. Tähemaa kommt es vor, als würde Barbarus ihnen beim Essen zuschauen. Er dreht Barbarus' Kopf weg. Irgendwie komisch, wenn er so schaut.

Tähemaa redet mit vollem Mund. Alle möglichen Gerüchte gibt es, sagt er kauend. Als würde er laut denken.

Was für Gerüchte?, fragt Klaus vorsichtig.

Dass er gar nicht selbst geschossen hat, sagt Tähemaa nun schon etwas fröhlicher. Der Mensch muss etwas zu essen kriegen, sogar in der Leichenhalle, sonst bekommt man doch schlechte Laune.

Wer dann?, fragt Klaus skeptisch, als würde Tähemaa etwas wissen, was er nicht wissen dürfte.

Die Waldbrüder, sagt Tähemaa ganz beiläufig und schlenkert mit den Beinen.

Klaus fängt lauthals an zu lachen, Waldbrüder in Tallinn?! Er versucht sich einen politischen Mord in Tallinn vorzustellen, Maschinengewehrsalven, Schreie, schemenhafte Wald-

brüdergestalten knallen Genosse Vares im Auto nieder und flüchten aus der Altstadt in alle vier Winde. Nicht einmal sie selbst, sondern ihre Schatten, wie Gespenster. Waldbrüder in Kadriorg. Was für ein Blödsinn!, sagt Klaus. Er kommt gar nicht aus dem Lachen heraus.

Aber Tähemaa weiß noch eine weitere Version. Er fährt fort. Jögisalu hatte gehört, dass in Wirklichkeit Veimer und Karotamm ihm befohlen haben, es zu tun. Sie seien am Morgen zur Arbeit erschienen, hätten sich dann aus irgendeinem Grunde mit Vares zerstritten und ihm aufgetragen, sich zu erschießen. Was Vares dann auch tat.

Klaus will das nicht glauben, das kommt ihm alles viel zu einfach vor. Klaus will auch nicht einleuchten, dass Vares sich eine Kugel in den Kopf jagt und danach Veimer und Karotamm aus dem Nichts erscheinen und sich in aller Ruhe den Leichnam anschauen. Drücken ihm die Pistole in die Hand. Besonders im Fall von Karotamm scheint das zweifelhaft. Der bringt alleine doch nichts fertig. Auch Veimer ist kein Mörder. Und Jögisalu ist doch Heizer?!

Genau, Heizer!, sagt Tähemaa. Er kaut den Rest seine Stulle sehr gründlich, damit ja nichts übrigbleibt.

Was kann ein Heizer denn wissen?!, fragt Klaus erfahren. Er hat schon so manchen Heizer gesehen. Die fallen im Allgemeinen doch nicht auf. Durch nichts. Stopfen Kohlen in den Ofen, dazu muss man nicht besonders helle sein.

Trotzdem. Das wird bereits untersucht, sagt Tähemaa.

Woher der das alles nimmt, brummt Klaus.

Klaus hat so seine Zweifel, aber hier in der Leichenhalle sollte man lieber nicht zu viel zweifeln. Die harsche leblose Wahrheit liegt ringsum in den Kühlregalen. Die Männer essen ihr Proviant sorgfältig auf, picken die Krümel aus dem Papier, aber trotzdem haben sie noch Hunger. Sie machen eine Pause in der Unterhaltung. Verdauen. Sowohl das Gespräch als auch

die Stullen. Dann fragt Klaus weiter, weil ihn die Sache allmählich interessiert.

Gibt es noch eine Möglichkeit?

Eine gibt's noch, sagt Tähemaa. Nachgerade beiläufig.

Dieses „Beiläufige“ geht Klaus fürchterlich auf die Nerven! Noch eine?, fragt Klaus äußerst besorgt. Ihm kommt es so vor, als hätte Tähemaa sich diese grausigste Möglichkeit als letzte aufgespart. Die jungen Leute haben das so an sich, um Spannung zu erzeugen. Bei den Alten ist das nicht so. Die Alten brauchen keine Spannung, die wollen nur ihre Ruhe haben. Wenn man die nur bekommen könnte! Klaus wartet auf eine Antwort, aber Tähemaa sagt weiter nichts, wischt sich die Hände an der Hose sauber, faltet das Butterbrotpapier zusammen und steckt es in die Tasche.

Warum sagst du nichts?, fragt Klaus nervös. Tähemaa traut sich nicht Klaus in die Augen zu schauen, wie ein Tier hat er den Blick gesenkt.

Dass wir es waren, sagt Tähemaa schnaubend.

Das ist nicht mehr witzig. Klaus ist todernst. Wir?! Ein eisiger Schauer läuft ihm über den Rücken. Als wäre er mit Nadeln gestochen. Wir selbst? Wir se-he-lbst ...?

Tähemaa fährt ungerührt fort, als hätte die Sache keinerlei Bedeutung. Ja, diese Frau, Pieps, war am Morgen bei denen, er zeigt mit dem Finger an die Decke, im Laden, wo sie Lebensmittel kaufen, und hat erzählt, dass ... na ja, du verstehst schon?

Wir?!, fragt Klaus aufs Neue. Er begreift nicht, wieso er es nicht weiß, wenn er selbst es gewesen sein soll. Er versteht überhaupt nichts mehr. Das Leben ist merkwürdig geworden. Du weißt schon nicht mehr, wer du bist, das geht zu weit, dann sollte man in Rente gehen. Klaus' innerem seelischen Ringen folgt eine finstere Stille. Klaus kennt diesen Laden gut. Oben auf dem Domberg. Umsonst, sagt Klaus.

Was umsonst?, fragt Tähemaa.

Umsonst erzählt sie das, sagt Klaus.

Wer? Was? Jetzt versteht auch Tähemaa überhaupt nichts mehr, anscheinend glaubt Klaus noch am meisten an diese letzte Möglichkeit.

Du glaubst doch nicht, dass wir selbst es waren? Nicht die Waldbrüder, nicht Karotamm?, fragte Tähemaa und hat das Gefühl, verrückt geworden zu sein. Aber Klaus antwortet nicht.

Erzähl dann zu Ende, sagt Klaus finster, was die da im Laden erzählt hat, die Frau von Genosse Vares.

Tähemaa fährt beinahe flüsternd fort, obwohl im Dämmerlicht um sie herum nur Leichen sind. Als bräuchte man keine Angst zu haben, aber trotzdem. Schließlich gewöhnen sie sich auch daran, Leichen und Dämmerlicht, Dämmerlicht und Leichen. Vielleicht waren sie es wirklich selbst. Man kann sich keiner Sache mehr sicher sein. Tähemaa erzählt Klaus die Geschichte von der Frau von Genosse Vares, die Genosse Vares vor langer Zeit einst sehr, sehr geliebt hat, aber jetzt weiß man das nicht mehr so recht. Das war alles so lange her, da hatte Genosse Vares noch keinen Schimmer davon, dass er einst Genosse Vares sein würde. Er war allenfalls der einfache Arzt Johannes Vares, dem sein eigener Name nicht gefiel, Vares, Krähe. Deswegen nannte er sich Barbarus und ging nach Russland auf die Universität. Die Universität Tartu war für ihn zu bürgerlich. Und dann stieß er auf Emilie, die Tuberkulose hatte, und Genosse Vares alias Doktor Barbarus machte sie gesund. Emilie war ihrerseits die beste Freundin von Aurora, der Gattin von Genosse Semper, sie stammten beide aus Narva. Aurora wurde Pianistin, und ihr Mann Johannes Semper der beste Freund von Genosse Vares, gemeinsam bildeten sie auch die erste Regierung der Estnischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Soviel also zu Emilie Vares. Jetzt gab es natürlich ganz andere Geschichten. Genosse Vares-Barbarus liegt in der Leichenhalle und um Genossin Emilie Vares, die von

ihrem Mann, als er noch lebte, Pieps genannt wurde, steht es auch nicht viel besser. Es gibt wohl nicht viel Hoffnung, dass sie den Tod von Genosse Vares bewältigt. So oder so, das muss nicht allen Genossen gefallen. Wozu? Wozu gibt es eine Frau, die zu viel weiß?

Was Tähemaa gehört hat

Also, eines Tages sei Emilie Vares im Spezialgeschäft in der Vene-Straße erschienen, sie war völlig fertig. Psychisch am Ende, mit total verweinten Augen. Sie gingen, Emilie Vares und die Verkäuferin, gemeinsam in den Keller, wo die Waren lagerten und niemand sie belauschen konnte. Das hofften sie zumindest. Jedenfalls erzählt Emilie Vares der Verkäuferin dort alles. Alles! Emilie schaut umher und ist sehr nervös. Bitte erzählen Sie das niemandem. Andernfalls kann mit Ihnen etwas Grausames passieren, sagt sie der Verkäuferin.

Die Verkäuferin hält sich die Hand vor den Mund. Sie hat Angst. Ich schweige wie ein Grab, sagt sie.

Besser wäre es, sagt Emilie und bricht in Tränen aus. Aber dann reißt sie sich doch zusammen. Wenn sich jemand verplappert, wird es mir schlecht ergehen, dann wird es allen schlecht ergehen, allen, die es weitererzählt haben, sagt Emilie. Sie ist so fix und fertig, dass sie kaum noch sprechen kann.

Diese Scheißtanten!, donnert Klaus aus vollem Herzen. Wenn er früher noch etwas auf Frauen gegeben hat, dann war das jetzt vorbei. Revolutionen sind nichts für sie, das ist nun deutlich.

Warte, fang nicht gleich an zu schimpfen, sagt Tähemaa, hör mir erst mal zu.

Das tut Klaus auch.



Mart Kivastik, geboren 1963 in Tartu/Estland, machte zunächst eine Ausbildung zum Chorleiter, studierte dann Estnische Sprache und Literatur. 1987 veröffentlichte er erste Kurzgeschichten, dann auch Erzählungen, Romane, Dramen und Drehbücher. Seit 1991 ist er freier Autor und Journalist.

Aus dem Verlagsprogramm



PHILIPP MAGER

Die Frau im weißen Poncho

Berlin kurz nach dem Mauerfall. Reiner Stolz, Mitte 20, studiert Malerei. Selbstschem, nachdenklich und stets kränklich, lernt er die großen Figuren und kleinen Gemeinheiten der Berliner Kunstszene kennen. Er sucht seinen Stil und macht prägende Erfahrungen mit Männern und Frauen, innerhalb der Familie und außerhalb; erlebt Niederlagen und

Erfolge, entdeckt Gefühle, Sehnsüchte und Geheimnisse. Er lernt die Liebe kennen und den Tod. Und kämpft am Ende nicht nur um das Leben anderer, sondern auch um das eigene.

”

Philipp Magers Prosa überschreitet, erzählerisch und sprachlich souverän, die Grenzen zwischen den Genres von Künstlernovelle, Entwicklungsroman und Liebesgeschichte. Vor unserem inneren Auge entsteht das flirrende Berlin der Nachwendejahre als prägnanter literarischer Erinnerungsraum.

Mirko Nottscheid

Deutsches Literaturarchiv Marbach

ISBN 978-3-9105630-5-6

www.rotekatzeverlag.de

MONIKA PIĄTKOWSKA

Geschichten der Niedertracht

Die bekannte polnische Autorin legt einen ungewöhnlichen Krimi vor – in Anlehnung an Jorge Luis Borges “Universalgeschichte der Niedertracht” (1935). In zwölf Geschichten spielt sie mit der Wirklichkeit und der Wahrheit, gibt zwölf Einblicke in die menschliche Psyche – packend, unterhaltsam, zum Nachdenken zwingend. Pi tkowska verwebt die klassischen Motive der Weltliteratur – Liebe, Tod, Hass, Rache, Gier, Schuld und Sühne – zu einem geheimnisvollen, spannenden Text; jede Geschichte zieht eine andere nach sich. Die Texte spielen u. a. in Warschau, Paris, Wien, London, Berlin – von 1880 bis in die Gegenwart. Die Niedertracht, die Macht des Bösen, zieht sich durch alle Texte.



”

*„Geschichten der Niedertracht“ von
Monika Piątkowska stehen für kunstvolle
Kriminalfälle, verschachtelte Rätsel, bei denen
der Leser gnadenlos, ja niederträchtig von der
Autorin an der Nase herumgeführt wird.
Einfach köstlich!*

Andrzej Kaluza
Deutsches Polen-Institut

ISBN 978-3-9105630-7-0

www.rotekatzeverlag.de

KLAUS RAVE

Der Hammer



KLAUS RAVE

Der Hammer

Eine kleine Kunstgeschichte

Kriminalroman



Mit dem Hammer schlägt der Auktionator teure Kunstwerke dem höchsten Bieter zu. Doch hinter den Kulissen in London oder Berlin spielen sich noch ganz andere Geschäfte ab: oft am Rand der Legalität, manchmal darüber hinaus. Clara und Alexander, die Kunst und Jura studieren, wollen diese Praktiken und Exzesse entlarven. Raub- und Beutekunst, Fälschungen, Schwarzgeldzahlun-

gen: für sie steht die Freiheit der Kunst auf dem Spiel. Und sie riskieren viel, werden auch mit rechtsextremer Gewalt konfrontiert. Einen anderen Blick auf den Kunstmarkt hat die Berliner Museumsdirektorin Johanna Fischer. Zwischen knappen Mitteln und politischen Ränkespielen versucht sie ihren Kurs zu finden. Ein cleverer Auktionator, ein russischer Oligarch, ein selbstbewusster Regierender Bürgermeister machen ihr das Leben schwer, aber öffnen ihr auch neue Perspektiven ob in Riga oder der Hauptstadt. Ihr Weg ist nicht gerade, führt fast auf die schiefe Bahn. Sie erlebt Enttäuschungen wie Überraschungen. Der Kunstmarkt, ein buntes Kaleidoskop unserer Gegenwart: der Hammer.



Hier schreibt ein Autor, der sich in Politik, Finanzen und den Gepflogenheiten der Kunstwelt gleichermaßen auskennt. Der Autor erweist sich als Romancier, der die dunklen Seiten des Kunsthandels, die Stilisierung von Oligarchen als Mäzene und die Eitelkeiten von Politikern auf dem Parkett der Kulturszene äußerst fesselnd zu erzählen weiß. Damit schafft er ein neues Genre spannender Literatur.

Peer Steinbrück

Finanzminister a.D.

ISBN 978-3-9105630-0-1

www.rotekatzeverlag.de

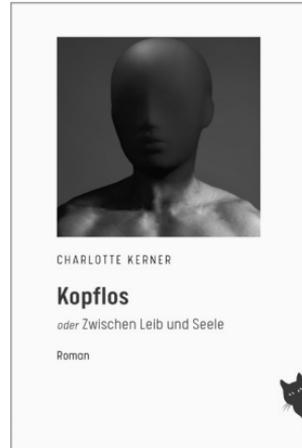
CHARLOTTE KERNER

Kopflos

Was kann, was darf die Medizin?

Hundert Jahre nach der ersten Herzverpflanzung führt ein Ärzteteam im Jahr 2067 eine neue, revolutionäre Operation durch: Einem Hirntoten wird der unversehrte Kopf eines anderen, schwerverletzten Patienten transplantiert. Was entsteht da? Ein neuer Mensch? Was bestimmt sein Bewusstsein: Der Körper oder das Gehirn? Hat er eine Seele? Oder derer zwei? Wie reagiert die Umwelt, Freundinnen, Familien, Ehepartner? Wer wird Witwe? Und tritt die betreuende Ärztin in die Spuren von Victor Frankenstein? Eine Beziehungsgeschichte unter extremen Bedingungen.

Charlotte Kerner, Autorin zahlreicher Frauenbiografien und einer viel beachteten Mao-Biographie, sowie des Klonromans *Blueprint* wagt mit ihrem Roman *Kopflos* ein spannendes Gedankenexperiment, das die Möglichkeiten – und die ethischen Grenzen – der Medizin auslotet. Mit einem ergänzenden Essay von Prof. em. Detlef Kömpf, Neurologe.



ISBN 978-3-9824732-9-1

www.rotekatzeverlag.de



MICHAEL ZELLER

Wendisches Sommergewitter

“Wendisches Sommergewitter – Künstlernovelle” ist die neue Erzählung von Michael Zeller. Der Schriftsteller Carlo Andrich ist Gast in einem Künstlerdorf im Wendland. Über die ländliche Idylle brechen turbulente Tage herein, als der erste Castor-Transport mit Atom Müll nach Gorleben rollt, lange befürchtet

und lange umkämpft. Zwischen den Bauern im Dorf, den Aktivisten der Anti-Atom-Bewegung aus dem ganzen Land und den teils sehr jungen Polizisten steht der Autor und bekommt hautnah mit, was Politik aus und mit den einzelnen Menschen macht.

Kenntnisreich und witzig erzählt und gerade heute wieder von beklemmender Aktualität.

“Die Kunst ist immer einfach.

Nur die Zeiten: Sie sind es nirgends und nie.”

ISBN 978-3-910563-02-5

www.rotekatzeverlag.de

SALVATORE SATTA

Die Veranda

Ein Tbc-Sanatorium in Italien, vor etwa 100 Jahren. Die Menschen hier wissen nicht, ob sie das Haus je lebend verlassen werden - und wann. Manche müssen ein paar Monate bleiben, manche ein paar Jahre. Manche für immer. Freund- und Feindschaften, Liebe und Eifersucht, Angst und Neid, Sehnsucht und Verzweiflung herrschen in der Zwangsgemeinschaft auf engem Raum.

Wem Thomas Mann's "Zauberberg" einfällt, liegt nicht falsch. Beide Autoren arbeiten zur selben Zeit am selben Sujet, ohne einander zu kennen oder auch nur vom anderen zu wissen. Mann's Roman beruht auf Besuchen seiner Frau in der mondänen Einrichtung in Davos, Satta's Text auf seiner eigenen Zeit in der eher schlichten, ärmlichen italienischen Einrichtung. Und dennoch gibt es Parallelen.



SALVATORE SATTA

Die Veranda

Aus dem Italienischen von
Prof. Heinz Georg Herold

Roman



ISBN 978-3-910563-03-2

www.rotekatzeverlag.de